

gen. Über die sozialen Netzwerke ist er mit Landwirten im In- und Ausland verbunden. Habbena sagt, aus den Auswertungen der Landwirtschaftskammern kenne er die Geschäftszahlen Dutzender Milchbetriebe. »Daher weiß ich: Unser Betrieb läuft kosteneffizient. Wenn wir schon neue Kredite aufnehmen müssen, um zu überleben, dann müssen das alle anderen auch.«

In den vergangenen Wochen und Monaten war ich mit Dutzenden Milchbauern in Kontakt. Sie lösen ihre Ersparnisse auf, um den Futtermittelhändler, den Tierarzt, den Besamer bezahlen zu können. Sie entlassen Mitarbeiter. Sie bitten ihre Banken um Stundung oder um neue Kredite, damit sie die Zinsen für die alten Kredite bezahlen können. Manche Bauern verkaufen ihr Land an Finanzinvestoren, um an Geld zu kommen, dann pachten sie das Land zurück und melken weiter.

Auch die Habbenas haben einen Teil ihres Betriebs nur gepachtet. Sie wollten ihr Unternehmen vergrößern, wollten weiterwachsen, noch effizienter werden. Der Vorbesitzer, »ein uns bekannter Landwirt«, wie Habbena sagt, war im September 2009 gestorben. Er hatte sich das Leben genommen. »Wir wissen nicht, warum«, sagt Habbena.

Er wird sehr leise, als er das sagt. Habbena will nicht herumspekulieren. Aber Tatsache ist, der Bauer hatte sehr viel Geld in seinen Hof investiert, in die vermeintliche Effizienzsteigerung, er hatte sehr viele Schulden gemacht. Und dann kam die Milchkrise der Jahre 2008 und 2009. Schon damals fiel der Milchpreis unter 25 Cent.

Nun ist es nicht so, dass all die Agrartheoretiker, die den Bauern von Technisierung und Optimierung vorgeschwärmt haben, die Marktgesetze nicht kennen. Sie wissen schon, dass ein Überangebot die Preise verfallen und die Gewinne verschwinden lässt. Ihnen war klar: Die Bundesbürger werden nicht jedes Jahr knapp neun Millionen Tonnen Frischmilchprodukte konsumieren – so viel produziert die deutsche Milchwirtschaft pro Jahr. Wollte BMW die mehr als zwei Millionen Fahrzeuge, die es jährlich herstellt, ausschließlich in Deutschland verkaufen, müssten die Manager die Preise radikal senken. Dann würde BMW vielleicht alle seine Autos loswerden. Aber der Konzern würde bald hohe Verluste schreiben.

Deshalb verkauft BMW seine Autos in die ganze Welt.

Genau das war auch das Ziel der deutschen Agrarrevolution. Die deutschen Milchbauern sollten nicht nur die Bundesrepublik versorgen, sondern auch Europa, sie sollten Afrika und Asien beliefern, der chinesische Markt schreie geradezu nach Milchpulver aus Deutschland, hieß es.

Heute ist von diesen Jubelrufen nichts mehr zu hören. Das Embargo der russischen Regierung gegen westliche Lebensmittel hat den lukrativen russischen Markt für Milch aus Deutschland verschlossen. Und die Chinesen haben längst ange-

fangen, eigene Mega-Kuhställe zu bauen. Es ist ja keine Geheimwissenschaft, Milch zu erzeugen.

Viele Länder schaffen das sogar kostengünstiger als Deutschland.

Neuseeland zum Beispiel. Dort ist das Klima so mild, dass die Kühe das ganze Jahr über auf der Weide stehen und frisches Gras fressen. Die Bauern müssen kaum teure Silage herstellen, um über den Winter zu kommen. Oder Amerika. Dort besitzen manche Milchfarmer ein halbes Dutzend Ställe. In jedem stehen mehrere Tausend Kühe, schaffen Roboter Mist weg, verteilen Automaten Futter – auch ein bei uns nicht zugelassenes künstliches Hormon, das die Milchproduktion steigert. Oder Australien. Dort müssen sich die Bauern keine Gedanken machen wegen der mageren Jungbullen, die sich nicht verkaufen lassen. Dort ist es nämlich offiziell erlaubt, Kälber umzubringen. 700 000 Bullenkälber werden jedes Jahr gleich nach ihrer Geburt getötet, direkt auf dem Hof oder nach erbärmlich langen Transporten zu den Schlachthöfen.

Längst gibt es nicht nur in Deutschland zu viel Milch auf dem Markt, sondern auf der ganzen Welt.

Schlechte Jahre kannten Bauern immer schon. Regen zerstörte die Ernte, Seuchen wüteten im Stall. Doch dann kam ein neues Jahr, in dem der Weizen wieder spross und die Tiere wieder Kräfte sammelten. Der niedrige Milchpreis aber geht nicht von allein vorüber. Er entspringt keiner kurzzeitigen Krise. Sondern einem kranken System, das permanente Produktionssteigerungen mit Wohlstand gleichsetzt.

Die Familie Niemann, deren Hof nicht weit entfernt ist von dem der Habbenas, ist aus diesem System ausgestiegen.

Christian Niemann und sein Sohn Joachim, den alle Joschi nennen, haben das getan, was immer mehr Landwirte und inzwischen auch manche Agrarpolitiker als einzig mögliche Lösung sehen: Sie haben ihre Milchproduktion gedrosselt. Ausgerechnet Christian Niemann, der vor 30 Jahren als einer der ersten Milchbauern in Ostfriesland richtig groß investiert hatte. Als die meisten deutschen Bauern noch 20 oder 30 Tiere im Stall hatten und so arbeiteten wie mein Vater, da melkte er zusammen mit seinem Bruder schon 240 Kühe. Er produzierte so viel Milch, wie er nur konnte. Bis er irgendwann überzeugt war, dass auf seinem Hof, dass im ganzen Land etwas falsch lief.

Ob er über sein Leben als Milchbauer sprechen wollte, hatte ich Christian Niemann, am Telefon gefragt. Er hatte kurz gezögert und mich dann eingeladen. Jetzt sitzen die Niemanns, Vater und Sohn, am Küchentisch des Bauernhauses aus rotem Backstein, während Joachims zwei Kinder um uns herumwuseln und seine Frau das Mittagessen kocht, Frikadellen,

Kartoffeln und Rote Beete. Und die beiden Männer dreißig, reden und reden aufhören, als müsse alles blieb oder runtergeschluckt.

Es wird eng, auch bei im letzten Jahr 80 000 Euro in den Jahren davor«, sagt der Sohn. »Eine gewisse Zeit gezeht. Das ist jetzt weg nicht vor der Insolvenz, Denn die Niemanns haben weiter vergrößert, sondern Kühen besitzen sie nur noch Milch, und deshalb verkaufen

Die Niemanns haben was für die meisten Geldlich ist. Ihre Kühe tragen aufzeichnen, wie viele ben, damit der Futtermittel Gramm Kraftfutter ertragen haben auch keinen Futter Euro, weil sie auf Züchtung Kühe fressen kein Getreide aus Übersee, sondern Mais, Gerste und Weizen. Niemanns durch Preis der Ölpalme ersetzen, sondern seien damit zu sparen. Wir sind überzeugt: Das sagt Joachim Niemann.

»Und auch nicht für Christian hinzu. Für Palästina ostasien riesige Flächen

Es gibt in Deutschland Landwirte, die ähnlich Schon vor Jahren haben Deutscher Milchviehhaltung. Was sie eint, ist ihr Ziel revolution. Die Niemanns in Norddeutschland, die traten. In einem Saal trat kürzlich eine Bäuerin band der Milchviehhaltung zu hören, ob die Indikatoren brauchen. Sie brauchen

Ich verstehe jetzt, was junior meinen, wenn sie die Vielfalt der Familien mit jeder seinen eigenen der andere sei. In den vielen solcher Milchbauern schaftlich bei der Sache nicht standardisiert und

Viele dieser Milchbauern den Umstieg auf Bio-Produktion würden sie von den Milch viel pro Liter bekommen Milchbauern eine Verlo-

Kartoffeln und Rote Bete aus dem eigenen Garten. Und die beiden Männer, Mitte sechzig und Mitte dreißig, reden und reden und können gar nicht mehr aufhören, als müsse alles raus, was so lange ungesagt blieb oder runtergeschluckt wurde.

Es wird eng, auch bei den Niemanns. »Wir hatten im letzten Jahr 80 000 Euro weniger Einnahmen als in den Jahren davor«, sagt Joachim Niemann, der Sohn. »Eine gewisse Zeit haben wir vom Ersparten gezehrt. Das ist jetzt weg.« Aber wenigstens stehen sie nicht vor der Insolvenz, sind sie nicht überschuldet. Denn die Niemanns haben ihren Hof nicht immer weiter vergrößert, sondern verkleinert. Statt 240 Kühen besitzen sie nur noch 80. Sie erzeugen weniger Milch, und deshalb verlieren sie weniger Geld.

Die Niemanns haben vieles nicht angeschafft, was für die meisten Großbetriebe selbstverständlich ist. Ihre Kühe tragen keine Transponder, die aufzeichnen, wie viele Liter Milch sie gerade geben, damit der Futtermittelautomat weiß, wie viel Gramm Kraftfutter er zuteilen soll. Die Niemanns haben auch keinen Futtermischwagen für 50 000 Euro, weil sie auf Zusatzstoffe verzichten. Ihre Kühe fressen kein gentechnisch verändertes Soja aus Übersee, sondern heimisches Futter, Raps, Mais, Gerste und Weizen. Den Raps könnten die Niemanns durch Presskuchen aus den Früchten der Ölpalme ersetzen, zwei Euro pro hundert Kilo seien damit zu sparen. »Aber das wollen wir nicht. Wir sind überzeugt: Das ist nicht gut für die Kuh«, sagt Joachim Niemann.

»Und auch nicht für das Klima«, fügt sein Vater Christian hinzu. Für Palmölplantagen werden in Südostasien riesige Flächen Regenwald abgeholzt.

Es gibt in Deutschland inzwischen Tausende Landwirte, die ähnlich denken wie die Niemanns. Schon vor Jahren haben sie sich im Bundesverband Deutscher Milchviehalter zusammengeschlossen. Was sie eint, ist ihr Zweifel am Sinn der Effizienzrevolution. Die Niemanns waren unter den Ersten in Norddeutschland, die dem neuen Verband beitraten. In einem Saal nicht weit von ihrem Dorf trat kürzlich eine Bäuerin aus Indien auf. Der Verband der Milchviehalter hatte sie eingeladen, um zu hören, ob die Inder Milchpulver aus Deutschland brauchen. Sie brauchen es nicht.

Ich verstehe jetzt, was Niemann senior und junior meinen, wenn sie betonen, wie wichtig es sei, die Vielfalt der Familienbetriebe zu erhalten. Damit jeder seinen eigenen Weg gehe und keiner wie der andere sei. In den vergangenen Jahren habe ich viele solcher Milchbauern kennengelernt, leidenschaftlich bei der Sache, fast ein bisschen stur, eben nicht standardisiert und homogenisiert.

Viele dieser Milchbauern überlegen jetzt, ob sie den Umstieg auf Bio-Produktion wagen sollen. Dann würden sie von den Molkereien beinahe doppelt so viel pro Liter bekommen – für jeden geschundenen Milchbauern eine Verlockung. Aber auch ein Grund

für Misstrauen: Wenn alle, bei denen es möglich wäre, den aufwendigen Umstieg wagen, wird dann nicht das Angebot an Biomilch steigen und die Preise auf Neue verderben? Die Gesetze von Angebot und Nachfrage gelten ja auch für die Öko-Branche.

Er scheint kompliziert zu sein, der Streit darüber, ob es eine Zukunft gibt für die Milchbauern. Dabei ist es eigentlich ganz einfach.

Man kann die Lösung des Problems dem Markt überlassen. Dann würde in den kommenden Monaten ein Milchbauer nach dem anderen seinen Hof aufgeben. Sie würden aus den Dörfern verschwinden, so wie schon die Tante-Emma-Läden verschwunden sind und die kleinen Handwerksbetriebe. Es würde dann noch ein klein wenig stiller auf dem Land werden. Man würde nicht mehr das Knattern mancher Trecker hören, das Muhen der Kühe. Einige Höfe würden vielleicht zu Ferienhotels umgebaut werden, andere würden verfallen.

Mit den Bauernhöfen würde sich ein Stück Kultur auflösen, das unser Leben prägt. Nicht umsonst lieben Kinder ihre Bilderbücher mit Kühen, Schweinen und Traktoren. Der Bauernhof ist ein kollektiver Sehnsuchtsort, ein Ort, an dem wir sehen und riechen, wie unsere Lebensmittel entstehen, der Ort, der uns zurückbindet an den Rhythmus der Jahreszeiten und auch an die Grenzen der Natur in Zeiten unbegrenzten Wachstums. Der Bauernhof ist einer der Ursprungsorte menschlicher Zivilisation.

Der Bundeslandwirtschaftsminister Christian Schmidt (CSU) betont stets, es sei sein Ziel, die »bäuerlichen Familienbetriebe« zu retten. Auf einem »Milchgipfel« vorvergangene Woche versprach er den Bauern finanzielle Unterstützung: Die mindestens 100 Millionen Euro klingen nach viel Geld. Aber bei 70 000 Milchbauern entfallen auf den einzelnen Hof nur 1400 Euro. Die meisten Landwirte gleichen damit nicht einmal die Verluste einer einzigen Woche aus.

Nach Protesten von Bauern und Krisengesprächen mit Landespolitikern hat sich Schmidt vor wenigen Tagen damit einverstanden erklärt, dass der Staat in den Markt eingreifen muss. Die Milchproduktion soll sinken, die Preise sollen wieder steigen. Wie er das erreichen will, hat der Minister nicht gesagt. Und gleichzeitig heißt es in einem Bericht seiner Beamten, die Branche sei nicht effizient. Gemeint ist wohl, nicht effizient genug. Immer noch nicht.

Hier offenbart sich der alte Widerspruch der Agrarpolitik. Sie will die Bauern auf dem Land stützen, das schon – aber auch die Exporte. Sie hilft kleinen Betrieben – und schüttet Fördergelder an Großschlachtereien und Riesenhöfe aus, die genau diese kleinen Betriebe verdrängen.

Ich glaube: Wer die Milchbauern tatsächlich retten will, muss sich von dieser widersprüchlichen Politik verabschieden und eine Insel erschaffen.

Eine Insel inmitten des einen Wirtschaftsraum, der gehorcht. Auf dieser Insel Milch produziert, aber wernaturnäher. Es ginge nicht neue Höchstleistungen zu

Das klingt ein wenig w als wolle ich meine Bullerb Jahre zur flächendeckende res 2016 erheben. Aber es Ziel zu erreichen. Man mü europäischen Milchbauern ihren Tieren ausreichend gung stellen. Bekämen Kü auf ihren natürlichen Le wären die großen Milchfa Hundert Tieren kaum noc nen Höfe würden gestärkt, sinken, der Druck auf die

Dahinter stünde das Eie kultur nach anderen Regel die Autoindustrie. Womö Bauern dann immer noch man wüsste, was man da f Milchproduktionsmaschin Wahnsinn. Sondern eine Tiere ein artgerechtes Le schon nach zwei Jahren z Diese neue, alte Art der eine Kulturlandschaft ret Gräsern und Kräutern, ge Büschen, Lebensraum für ]

Man kann eine solche sehen oder als Luxus, wie a familie Niemann aus Ost sich den Luxus der Tierfr leistet. Sie hat eine Kuh g nomische Vernunft. Die K

Die Niemanns hatten i Nummer 81 wurde nicht t Bullen, der in der Herde zum Schlachter. Allerdings besondere Kuh. Die Lie Martje, der Tochter von Jo

Kurz darauf erschien in dem sich Milchbauern übe ein Eintrag von Joachim »Gestern Abend sagt meine mir, wenn ich ihre Kuh 81 n te, würde sie mir die Kuh abk sie hätte das Geld gespart, d

Auch das hat mich an C Niemann hat die Kuh 8 Leben gelassen. In dem Ch schrieben: »Ich hab meine nommen und mich bedank es das nicht braucht. Wer s wofür man kämpfen muss: f Und für die Kuh 81.

ete aus dem eigenen Garten. er, Mitte sechzig und Mitte n und können gar nicht mehr s raus, was so lange ungesagt uckt wurde.

den Niemanns. »Wir hatten Euro weniger Einnahmen als sagt Joachim Niemann, der it haben wir vom Ersparten g.« Aber wenigstens stehen sie, sind sie nicht überschuldet. über ihren Hof nicht immer ndern verkleinert. Statt 240 noch 80. Sie erzeugen weniger Tieren sie weniger Geld.

en vieles nicht angeschafft, Großbetriebe selbstverständigen keine Transponder, die Liter Milch sie gerade geterautomat weiß, wie viel zuteilen soll. Die Niemanns uttermischwagen für 50 000 usatzstoffe verzichten. Ihre ntechnisch verändertes Soja n heimisches Futter, Raps, izen. Den Raps könnten die skuchen aus den Früchten zwei Euro pro hundert Kilo »Aber das wollen wir nicht. as ist nicht gut für die Kuh«, n.

ir das Klima«, fügt sein Vater lmölpantagen werden in Süd- Regenwald abgeholt. hland inzwischen Tausende n denken wie die Niemanns. n sie sich im Bundesverband alter zusammengeschlossen. weifel am Sinn der Effizienz- anns waren unter den Ersten die dem neuen Verband bei- nicht weit von ihrem Dorf erin aus Indien auf. Der Ver- lter hatte sie eingeladen, um r Milchpulver aus Deutsch- auchen es nicht.

was Niemann senior und ju- e betonen, wie wichtig es sei, ienbetriebe zu erhalten. Da- en Weg gehe und keiner wie vergangen Jahren habe ich uern kennengelernt, leiden- e, fast ein bisschen stur, eben nd homogenisiert.

bauern überlegen jetzt, ob sie roduktion wagen sollen. Dann olkereien beinahe doppelt so en – für jeden geschundenen ockung. Aber auch ein Grund

für Misstrauen: Wenn alle, bei denen es möglich wäre, den aufwendigen Umstieg wagen, wird dann nicht das Angebot an Biomilch steigen und die Preise aufs Neue verderben? Die Gesetze von Angebot und Nachfrage gelten ja auch für die Öko-Branche.

Er scheint kompliziert zu sein, der Streit darüber, ob es eine Zukunft gibt für die Milchbauern. Dabei ist es eigentlich ganz einfach.

Man kann die Lösung des Problems dem Markt überlassen. Dann würde in den kommenden Monaten ein Milchbauer nach dem anderen seinen Hof aufgeben. Sie würden aus den Dörfern verschwinden, so wie schon die Tante-Emma-Läden verschwunden sind und die kleinen Handwerksbetriebe. Es würde dann noch ein klein wenig stiller auf dem Land werden. Man würde nicht mehr das Knattern mancher Trecker hören, das Muhen der Kühe. Einige Höfe würden vielleicht zu Ferienhotels umgebaut werden, andere würden verfallen.

Mit den Bauernhöfen würde sich ein Stück Kultur auflösen, das unser Leben prägt. Nicht umsonst lieben Kinder ihre Bilderbücher mit Kühen, Schweinen und Traktoren. Der Bauernhof ist ein kollektiver Sehnsuchtsort, ein Ort, an dem wir sehen und riechen, wie unsere Lebensmittel entstehen, der Ort, der uns zurückbindet an den Rhythmus der Jahreszeiten und auch an die Grenzen der Natur in Zeiten unbegrenzten Wachstums. Der Bauernhof ist einer der Ursprungsorte menschlicher Zivilisation.

**D**er Bundeslandwirtschaftsminister Christian Schmidt (CSU) betont stets, es sei sein Ziel, die »bäuerlichen Familienbetriebe« zu retten. Auf einem »Milchgipfel« vorvergangene Woche versprach er den Bauern finanzielle Unterstützung: Die mindestens 100 Millionen Euro klingen nach viel Geld. Aber bei 70 000 Milchbauern entfallen auf den einzelnen Hof nur 1400 Euro. Die meisten Landwirte gleichen damit nicht einmal die Verluste einer einzigen Woche aus.

Nach Protesten von Bauern und Krisengesprächen mit Landespolitikern hat sich Schmidt vor wenigen Tagen damit einverstanden erklärt, dass der Staat in den Markt eingreifen muss. Die Milchproduktion soll sinken, die Preise sollen wieder steigen. Wie er das erreichen will, hat der Minister nicht gesagt. Und gleichzeitig heißt es in einem Bericht seiner Beamten, die Branche sei nicht effizient. Gemeint ist wohl, nicht effizient genug. Immer noch nicht.

Hier offenbart sich der alte Widerspruch der Agrarpolitik. Sie will die Bauern auf dem Land stützen, das schon – aber auch die Exporte. Sie hilft kleinen Betrieben – und schüttet Fördergelder an Großschlachtereien und Riesenhöfe aus, die genau diese kleinen Betriebe verdrängen.

Ich glaube: Wer die Milchbauern tatsächlich retten will, muss sich von dieser widersprüchlichen Politik verabschieden und eine Insel erschaffen.

Eine Insel inmitten des globalen Kapitalismus, einen Wirtschaftsraum, der nicht einzig dem Markt gehorcht. Auf dieser Insel würde noch immer Milch produziert, aber weniger intensiv und dafür naturnäher. Es ginge nicht mehr darum, ständig neue Höchstleistungen zu erbringen.

Das klingt ein wenig weltfremd, ich weiß. So, als wolle ich meine Bullerbü-Kindheit der siebziger Jahre zur flächendeckenden Wirklichkeit des Jahres 2016 erheben. Aber es gibt einen Weg, dieses Ziel zu erreichen. Man müsste den deutschen und europäischen Milchbauern vorschreiben, dass sie ihren Tieren ausreichend Weidefläche zur Verfügung stellen. Bekämen Kühe in Europa ein Recht auf ihren natürlichen Lebensraum, die Weide, wären die großen Milchfabriken mit ihren vielen Hundert Tieren kaum noch zu managen. Die kleinen Höfe würden gestärkt, die Milchmenge würde sinken, der Druck auf die Preise nähme ab.

Dahinter stünde das Eingeständnis, dass Agrarkultur nach anderen Regeln funktionieren muss als die Autoindustrie. Womöglich müsste man den Bauern dann immer noch Hilfgelder zahlen, aber man wüsste, was man da finanziert: keine absurde Milchproduktionsmaschinerie, keinen Rinder-Wahnsinn. Sondern eine Landwirtschaft, in der Tiere ein artgerechtes Leben führen und nicht schon nach zwei Jahren zum Schlachter müssen. Diese neue, alte Art der Milcherzeugung würde eine Kulturlandschaft retten: Weideflächen mit Gräsern und Kräutern, gerahmt von Hecken und Büschen, Lebensraum für Pflanzen und Tiere.

Man kann eine solche Welt als Notwendigkeit sehen oder als Luxus, wie auch immer. Die Bauersfamilie Niemann aus Ostfriesland jedenfalls hat sich den Luxus der Tierfreundlichkeit schon geleistet. Sie hat eine Kuh gerettet, gegen alle ökonomische Vernunft. Die Kuh Nummer 81.

Die Niemanns hatten ihre Kühe besamt, aber Nummer 81 wurde nicht trächtig, auch nicht vom Bullen, der in der Herde mitläuft. Also sollte sie zum Schlachter. Allerdings war die Kuh 81 eine besondere Kuh. Die Lieblingskuh der kleinen Martje, der Tochter von Joachim Niemann.

Kurz darauf erschien in einem Internet-Chat, in dem sich Milchbauern über die Krise austauschen, ein Eintrag von Joachim Niemann. Er schrieb: »Gestern Abend sagt meine Tochter, sechs Jahre, zu mir, wenn ich ihre Kuh 81 nicht mehr füttern könnte, würde sie mir die Kuh abkaufen und selbst füttern, sie hätte das Geld gespart, das würde gehen.«

Auch das hat mich an Olga erinnert.

Niemann hat die Kuh 81 dann im Stall und am Leben gelassen. In dem Chat hat er noch etwas geschrieben: »Ich hab meine Tochter in den Arm genommen und mich bedankt und sie beruhigt, dass es das nicht braucht. Wer so was erlebt, der weiß, wofür man kämpfen muss: für unsere Kinder.«

Und für die Kuh 81.